In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 165 — **Posen, den 21. Juli 1929** — **3. Jahrg**



1.

Durch die zurückgezogenen, cremefarbenen Vorhänge flutete in breiten Wellen der helle Schein der Morgensonne und malte zitternde, goldene Reflexe auf das bunte Muster des Teppichs. Die Fenster waren weit geöffnet; kein Laut klang herauf als das ferne Rollen einer Droschke; süß, weich und schwer strömte Rosenduft aus den Nachbargärten herüber, und in den Kronen der alten Kastanien lärmten die Spatzen.

„Morjen, Ernst! Na, gut geschlafen?“ Peter Klien, mit dem zusammen ich ein halbes Stockwerk im Erdgeschoß der Gartenstraße Nr. 14 in Neustadt bewohnte, legte die Zeitung, in der er gelesen hatte, beiseite und streckte mir die Hand hi[n].

„[D]anke schön, lieber Junge, gibt's noch kein Frühstück?“

Aber da klopfte es schon an der Tür, und Frau Schlegel, unsere Quartierwirtin, an der alles reinlich und blitzsauber war, stellte mit einem freundlichen Lächeln die dickbauchige Kaffeekanne auf das blendendweiße Tischtuch, daneben ein Körbchen voll knusperiger Eierwecke, goldgelbe Butter, bernsteinfarbenen Honig und einen Teller voll Aufschnitt.

Ich lehnte mich behaglich zurück: „Das Leben ist doch schön, wenn man vier Wochen Urlaub vor sich hat!“

„Glaub' ich dir, mein Kerlchen.“ Peter schmunzelte: „Ihr armen Tintenkulis seid überhaupt bedauernswerte Menschen, und nun gar ein Feuilletonschriftleiter bei den „Neustädter Nachrichten“ . . .“

Frau Schlegel legte mit spitzen Fingern eine Besuchskarte auf die äußerste Tischkante.

„Eh' ich's vergesse, Herr Klien, da war gestern Abend ein sehr feiner Herr da und wollte Sie sprechen, ich hab' ihm gesagt, er möchte doch heute noch einmal wiederkommen.“

Mein Freund sah mich vorwurfsvoll an:

„Natürlich, man braucht bloß für fünf Minuten aus dem Hause zu gehen! Und daran bist nur du schuld, Ernst!“

„Erlaube!“

„Na ja! Wenn du mir nicht zugeredet hättest wie einem kranken Pferd, würde ich gar nicht daran gedacht haben, mir „Hoffmanns Erzählungen“, die ich fast auswendig kenne, zum fünfzehntenmal anzuhören, — und gerade jetzt hätte ich einen neuen, interessanten Fall so notwendig gehabt!“ Er drehte die Karte hin und her, während ich ihm über die Achsel sah: „Egon Graf Eckartstein-Riedingen“ stand in schönen, altdeutschen Lettern auf dem gelblich getönten Büttenpapier.

„Na, er wollte ja noch einmal vorsprechen,“ tröstete ich: „und wer weiß, am Ende ist es gar nichts Berufliches . . .“

Peter Klien und ich kannten uns schon von der Schulbank her, hatten zusammen in Heidelberg und Erlangen studiert, er Jus, ich Nationalökonomie und Philosophie, dann führte uns der Zufall wieder in Neustadt zueinander, und da wir beide mutterseelenallein in der Welt standen, nicht Weib noch Kind, nicht Eltern noch Geschwister hatten, schlossen wir uns immer näher aneinander an. — Mein Freund besaß einiges Vermögen und war daher in der angenehmen Lage, seinen Neigungen leben zu können oder richtiger: seiner Neigung. Denn er hatte nur ein Steckenpferd, ein reichlich ungewöhnliches noch dazu, das er „praktisch angewandte Kriminalpsychologie“ nannte. Mit einem Wort: Klien war Privatdetektiv. Freilich keiner von denen, die als Zerrbilder der Wirklichkeit aus minderwertigen Uebersetzungen englischer und amerikanischer Kriminalromane oder durch auf Nervenkitzel berechnete Filmstücke der Allgemeinheit bekannt geworden sind. Nicht die Tat selbst, nicht die Schwere der Verbrechen waren es, was ihn interessierte, sondern das psychologische Moment, und häufig genug kam es vor, daß er einen „lohnenden“ oder aufsehenerregenden Fall bloß aus dem Grunde nicht übernahm, weil die Begleitumstände, das Motiv nicht Bemerkenswertes boten.

Peter brannte sich umständlich eine Zigarette an und trat an den Bücherschrank, dem er einen blau eingebundenen Jahrgang des Gothaer Grafenkalenders entnahm:

„Nun wollen wir uns doch immer mal ein bissel über die Personalien unseres Besuchers unterrichten,“ sagte er und blätterte die Seiten um. — „Aha — Eckartstein-Riedingen. Uradel, erscheint zuerst mit Konrad von Eckartstein 1232, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Eckartstein, Riedingen, Loßberg und Amrain. Grafentitel 1546. Katholisch. — Letzter und einziger männlicher Titelhalter Egon Albrecht Joseph Maria Graf Eckartstein-Riedingen, Herr auf Schloß Riedingen, Loßberg und Amrain, geb. 17. Juni 1878, erbliches Mitglied des bayerischen Reichsrats, Major à la suite des Chevauleger-Regiments Bamberg, Ritter usw. Vermählt seit dem 8. September 1903 mit Charlotte Theresia Immaculata Reichsgräfin von Münsterberg-Wolfegg, geb. 2. Oktober 1884, gest. 22. Januar 1906. — Einzige Tochter: Rosemarie Christa, geb. am 24. Dezember 1905 — — — na also, da wären wir ja im Bilde!“

„Der Name war mir schon bekannt,“ meinte ich: „nicht nur so, ich muß ihn bei irgendeiner aufsehenerregenden Gelegenheit einmal gehört haben, aber was es war — — —?“

Klien kramte in seinen Aktenfaszikeln und Memorandas herum: „Möglich, es passiert ja genug in der Welt, in meinen Aufzeichnungen finde ich nichts darüber, vielleicht handelt es sich um Politik oder . . .“

Draußen schellte die Flurklingel zweimal kurz hintereinander. Mein Freund stand auf:

„Das wird Seine Hochgeboren sein, nun, Ernst, spitze den Bleistift, leg' dein Merkbüchlein bereit und sei dir der Bedeutung des Augenblicks bewußt: Was will ein Vertreter des Hochadels, Schloßherr, erbliches Reichsratsmitglied und Ritter usw. von Peter Klien, dem Spezialisten des Verbrechens?!“

Gleich darauf hörte ich eine gedämpfte, sonore Stimme mein Freund öffnete die Tür:

„Darf ich bekannt machen? Dr. Ernst Volkmar, Schriftleiter bei den „Neustädter Nachrichten“ — Graf Eckartstein-Riedingen!“

Ich verbeugte mich und unser Besucher gab mir die Hand.

„Grüß Gott, Herr Doktor, ich habe schon einiges von Ihnen gelesen, Sie haben ja den Herrn Klien bekannt gemacht —.“

„Leider!“ Mein Freund seufzte: „Denn dadurch wird mir die Ausübung meiner Tätigkeit nicht gerade erleichtert! Wo willst du denn hin, Ernst?“

„Oh — ich — ich wollte die Herren nicht stören!“

„Aber ich bitte Sie!“ Graf Eckartstein hielt mich am Joppenärmel fest.

„Wäre ja noch schöner, wenn ich Sie vertreiben wollte, nein, Herr Doktor, da brauchen Sie nicht auszureißen!“

Der Mann gefiel mir, gefiel mir auf den ersten Blick. Eine schlanke, mittelgroße Gestalt mit dunklem Haar und Vollbart, freundlichen, braunen Augen und weißen, gepflegten, schmalen Händen, so recht von der vornehmen, still versonnen süddeutschen Art, ein wirklicher Aristokrat, dem Rang und Reichtum nur äußerliche Zufälligkeiten waren, der als echter Edelmann die Menschen nach ihrem wahren Wert einschätzte: den Leistungen und der Lauterkeit der Gesinnung.

Klien schob einen Klubsessel heran:

„Bitte schön, Herr Graf, es tut mir leid, daß Sie mich gestern nicht angetroffen haben; denn etwas Dringliches scheint es doch zu sein, das Sie herführte, sonst würden Sie uns nicht schon in aller Herrgottsfrühe aufsuchen.“

Unser Besucher lehnte sich behaglich zurück und streichelte den seidigen, weichen Bart:

„Ja, etwas Pressantes — wenigstens nach meiner Auffassung."

„Darf ich bitten?" Peter bot Graf Eckartstein eine Kiste mit Zigarren an.

„Danke schön, so früh am Morgen rauch' ich noch nicht. Und nun — ich muß ein bisserl weit ausholen." Sekundenlang war es still, nur die kleine Standuhr aus Meißner Porzellan tickte auf dem Kaminsims und von weit weit her, aus unbestimmter Ferne, kamen tausend verworrene Geräusche herüber, die zu einem Branden und Brausen einer einzigen, gewaltigen Symphonie verschmolzen, dem hastenden Pulsschlag der Großstadt, dem hohen Lied nimmer rastender Arbeit.

„Ich weiß nicht," sagte unser Besucher nachdenklich, „ob Sie die Gegend von Loßberg kennen. Is' halt nur ein kleines Landstädterl, zweitausend Einwohner oder so, und ringsum Wald, Wald, Wald. Kommt wunderselten vor, daß sich mal ein Fremder dorthin verirrt, höchstens ein Maler; denn die Landschaft ist schon schön. Aber sonst? Ach du mein, ... ist's alleweil das Gleiche oder war's doch bis vor ungefähr acht Wochen." Graf Eckartstein machte eine kleine Pause und spielte nachlässig mit den Fransen der Tischdecke. „Da ist mein Forstmeister, der Matthias Himmelstößer erschossen worden ..."

Klien stand auf: „Einen Augenblick, Herr Graf!" Dann ging er nach dem Bücherschrank hinüber, griff in die Abteilung, an der ein großes lateinisches H angebracht war und zog ein schmales Bändchen heraus.

„Himmelstößer ... richtig, hier habe ich fünf — sechs — sieben Zeitungsberichte über den Fall. Der Mord blieb damals unaufgeklärt?"

„Und ist's bis heute geblieben."

„So — so — so — deswegen wollten Sie mich vermutlich konsultieren?"

„Ja und nein, Herr Klien. Doch Sie gestatten wohl, daß ich alles mir wesentlich Erscheinende berichte?"

Peter machte eine zustimmende Handbewegung und brannte sich eine Zigarette an:

„Je ausführlicher Sie erzählen, desto lieber ist es mir, Herr Graf. Dinge, die oft nebensächlich und überflüssig erscheinen, gewinnen für uns Kriminalisten mitunter eine ganz hervorragende Bedeutung."

„Alsdann, fangen wir halt von vorne an. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, meine Mutter hab' ich nicht mehr gekannt, sie starb gleich nach meinem zweiten Geburtstag. Erst wurde ich von Hauslehrern, dann in Feldkirch erzogen, trat bei den Chevaulegers ein und lebte wie jeder andere junge Offizier, vielleicht ein bisserl solider; denn der grüne Tisch und der grüne Rasen haben mich niemals sonderlich gereizt. Mit fünfundzwanzig Jahren hab' ich dann geheiratet, eine Gräfin Münsterberg-Wolfegg, von der österreichischen Linie. Kurz darnach, wir waren gerade von der Hochzeitsreise zurück, ist mein Vater einer Lungenentzündung erlegen und ich mußte den Abschied nehmen, um die Güter zu bewirtschaften. Sehen Sie, die alte Burg Eckartstein ist ja nur noch eine Ruine, aber Riedingen, Amrain und Loßberg stellen auch einen ganz stattlichen Besitz dar, rund fünftausend Hektar Wald, etwa achthundert Joch Feldwirtschaft, ebensoviel Wiesen, also das, was man eine Herrschaft nennt. Nach kaum zweieinhalbjähriger Ehe verlor ich meine Frau, als sie der Rosemarie das Leben gegeben hatte." Er unterbrach und lächelte, ein weiches, kindgutes Lächeln, das seine Züge seltsam verschönte. „Rosemarie Christa heißt mein Mädel eigentlich, ist g'rad am heiligen Abend geboren — ja — Und da bin ich halt einsam geblieben, wollt' nicht wieder heiraten, hatte ja auch mein Kind, meinen Wald und das Wild ... Zum Offizier hätte ich wohl doch nicht getaugt, aber als dann der große Weltenbrand losbrach, da hab' ich mich meinem alten Regiment sofort zur Verfügung gestellt, hab' den ganzen Feldzug bis zum bitteren Ende mitgemacht."

„Eine Frage, Herr Graf," Klien zerdrückte den Rest seiner Zigarette im Aschenbecher: „In Ihrem ganzen Leben hat sich niemals irgend etwas zugetragen, das mit der Angelegenheit, in der Sie meinen Rat einzuholen wünschen, in einer — wenn auch noch so losen — Beziehung stehen könnte?"

Ein kurzes Zögern, Stutzen ...

„N ... ein; nicht daß ich wüßte. Zum Landwirt fehlt mir die Passion, fehlen mir auch die Vorkenntnisse. Aber Wald und Jagd, — ah, das ist was anderes! In ganz Bayern finden Sie keine zweite Geweihsammlung, die sich mit der in Riedingen messen könnte! Und mein Wild, das heg' ich, das ist mein Stolz! Doch ich will ja der Reihe nach berichten. Nach dem Krieg bin ich wieder derselbe gewesen wie zuvor. In unserm stillen Erdenwinkel hat man von all' dem, was die Leute die „neue Zeit" nannten, so gut wie nichts gemerkt. Bis dann auch in München d'rinn' der rote Schrecken gehaust hat. Da hat mich's nimmer gelitten in Riedingen. Mit meinen Beamten und drei Dutzend erprobten, treubayrischen Burschen bin ich losgezogen, in jedem Dorf, aus jedem Einödhof haben wir Zuzug erhalten und als sechshundert beisammen waren, sind wir pfeilgerade nach der Isarstadt marschiert, ... ja, was haben Sie denn, Herr Doktor?"

Graf Eckartstein sah mich lächelnd an; unwillkürlich hatte ich eine Bewegung gemacht.

„Verzeihung, Herr Graf, vorhin noch sagte ich zu meinem Freund, daß mir Ihr Name so bekannt vorgekommen und nun fällt es mir ein, damals, bei der Unterdrückung des Spartakistenputsches, da waren Sie einer der bekanntesten Führer, wurden — wenn ich mich recht entsinne — auch verwundet ..."

„Zweimal sogar! In ein paar Tagen war wieder Ruh', ich hab' noch zwei Wochen im Spital gelegen und bin dann heimgefahren. Dann blieb alles, wie's immer gewesen war — bis vor einem halben Jahr, da hat die Geschichte angefangen. Vielleicht bild' ich es mir nur ein, aber schon so um Weihnächten herum glaub' ich mal einen Schuß im Revier gehört zu haben, der von keinem Forstbeamten abgegeben worden war."

„Läßt sich das denn so genau kontrollieren?"

„Ja. Ueber jeden Schuß, auch Fehlschuß muß rapportiert werden, genau: Tag, Stunde, Forstort, auf welches Wild, ganz gleich, ob Fehlschuß oder Treffer."

„Hm." Klien trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte: „Und wird da nicht doch manchmal etwas verschwiegen?"

„Gott, möglich wär's ja, obwohl meine Beamten sind alle zuverlässig, erprobt, ein Verschweigen hätte ja auch keinen Zweck; denn vorbeischießen kann schließlich jeder mal. Natürlich hab' ich damals Erkundigungen eingezogen, zu erfahren war nichts, und dann geriet der kleine Vorfall in Vergessenheit. Aber da meldete mir Ende März der Gschwandtner, einer meiner Revierförster, daß im „verzauberten Wald" am hellichten Mittag kurz hintereinander zweimal geschossen worden sei."

„Verzauberter Wald? Das klingt ja ganz romantisch!"

„Ist's aber nicht. Ein etwa sechzig Hektar großes, unwegsames Bruch, das selbst im trockensten Sommer nur von jemanden begangen werden kann, der ganz genau ortskundig ist. Natürlich erzählt sich das abergläubische Landvolk so allerhand Geschichten, und wir bestärken die Leute in ihrem Gespensterglauben; denn die Furcht vor allem Uebersinnlichen ist noch immer der beste Jagdschutz. Uebrigens scheint der Sage ein Körnchen Wahrheit zugrunde zu liegen, wie meist in solchen Fällen. Ein Ahnherr von mir — es soll im 16. Jahrhundert gewesen sein — hat mit noch ein paar Nachbarn am Allerseelentag eine Jagd geritten, mitten hindurch durch eine Prozession, und als der Hirsch das Bruch annahm, sind Rosse und Reiter spurlos versunken, müssen seither mitreiten im Troß von Wodes wildem Heer. Wie gesagt, es ist ein verrufener Ort, aber die Wildkammer des ganzen Riedinger Reviers, ein natürlicher Schonbezirk, indem sich jede Jagdausübung mit Ausnahme der Pirsch von selbst verbietet."

„Mit anderen Worten: Die Aufsicht ist dort keine so strenge und häufige, wie in anderen Revierteilen, nicht wahr?"

„Ja — ja eigentlich!" sagte unser Besucher zögernd.

„Und das wußten die Leute natürlich! Jetzt, nach dem Krieg, hat ja die Wilddieberei in erschreckender Weise überhand genommen. Mancher, der nie zuvor eine Waffe in der Hand hatte, ist draußen, im Feld, erst auf den Geschmack gekommen, und die Jagdleidenschaft liegt als Erbe aus Urvätertagen mehr oder minder jedem Deutschen im Blut, namentlich dem Gebirgler."

„Aber früher hat man nichts gespürt, erst seit — warten Sie mal — ja, im Mai, da hat's angefangen."

„Also eine ganze Reihe von Fällen?"

„Siebzehn Schüsse sind gefallen, für die wir keine Kontrolle hatten und alle in demselben Revierteil."

„Im „verzauberten Walde"?"

„Ja, dort."

„Aber dann hätten doch die Lumpen früher oder später einmal erwischt werden müssen!"

Graf Eckartstein lächelte:

„Das sagen Sie, weil Sie die Gegend nicht kennen. Wissen Sie, da hat man bei jedem Schritt'l sein Totenhemd an, nichts wie Moor und Unland."

„Dann versteh' ich nur nicht, daß der oder die Wilderer immer mit heiler Haut davongekommen sind."

„Werden halt jeden Fußbreit Land genau kennen, müssen also Einheimische sein, ein Fremder könnt' sich auch auf die Dauer nicht verproviantieren."

„Und den Kerlen ist's nur um das Wild zu tun?"

(Fortsetzung folgt).

Maskerade im Sommer.

Von der Messe der Masken.

Von Dr. Konrad Döring.

Der Reichsverband deutscher Theater- und Maskenkostüm-Verleihgeschäfte hielt in Berlin die zweite deutsche Maskenmesse ab, die Heerschau Sr. Tollität des Prinzen Karneval, der schon im Hochsommer seine Vorbereitungen für den kommenden Winterfeldzug trifft. Unübersehbar ist das Rüstzeug des Karnevals, und in zahllosen Farben und Abarten schimmert, flackert, gleißt und glitzert es.

Der Herzenskäfer und der Ritter.

Der Drang nach der deckenden Larve, nach täuschender Verhüllung ist so alt wie die Menschheit selbst. Im Maskentanz glauben die Naturvölker bis auf unsere Tage noch Dämonen, Rachegeister und Seuchen abzuschrecken, mit verdecktem Antlitz gaben sich Griechen und Römer ungescheuter den Orgien des Bacchus und des Saturn hin. Mit verhülltem Gesicht genossen sie als Selbstverständlichkeit die größere Freiheit der Bewegung: Maskenfreiheit!

In diese Welt der Larven ließ die Messe einen Blick tun, in die Welt der Karnevalshüllen, des Flitters und der Bühnenkostüme, in die Kunststätten des Verleihers, in denen es ausschaut wie hinter den Kulissen einer modernen Revuebühne: neben der individuellen Tracht der Solisten die Kostüme des Chors. Bei dem Massengefolge des Prinzen Karneval reicht's eben nicht zu Persönlichem; hier werden nach wie vor das Schwarzwalddirndl, der Cowboy, der Indianer und das Ritterfräulein „gefragt", und diesen immer wieder geäußerten Wünschen muß der Kostümverleiher immer noch Rechnung tragen. Auch muß er sich dauernd darauf einrichten, daß Liebhaberbühnen die Ausstattungen bekannter Stücke von ihm einfordern, daß unverstandene Heldenspieler, die auf wenige Tage Engagement gefunden, erscheinen und Ritter- und Rokokotracht verlangen. Manche besitzen Teile des Kostüms, aber nicht die Ritterstiefel, die Gitarre, die riesige Revolvertasche, den Stoßdegen, und auch ihnen muß ausgeholfen werden.

Am leichtesten haben es heutzutage gutgewachsene junge Mädchen! Die nähen sich in den Feierstunden die paar Ellen Gaze und Seidenstoff zusammen, die das „Kostüm" sein sollen, und wenn bei der berufstätigen Frau nicht einmal die Freizeit für die Schneiderstunde übrigbleibt, der Kostümverleiher weiß Rat.

Es gibt Kostüme, an deren Schöpfung weniger der Schneider als der Künstler beteiligt ist. Die ewigen Karnevalstypen schwinden; Pierrot, Domino, Colombine, Tirolerin, Page und Reifrockdame verlieren an Beliebtheit, dagegen beherrscht das Sinnbild, das Ureigene die Stunde der Maske. Der „Kubismus", diese übermoderne Kunstrichtung, wird durch Kostüme dargestellt, mit ihm die Elektrizität, die Aetherwelle, das Raketenauto, der künstliche Mensch; Märchenfiguren tauchen auf, daneben lebendes Kinderspielzeug, Eingebungen des Traumes verdichten sich zu Kostümmotiven. — Nur die Exoten halten sich durch die Jahrzehnte, Chinesinnen, Mexikanerinnen ... Und diese Kostüme der Persönlichkeit fügen sich den eigenartigen Formen und den gleißenden und glitzernden Farbtönen ein aus der Pracht der Dekorationen, die für den tollen Trubel einer Gauklernacht und eines Künstlerfestes aufgestiegen sind.

Die eigentliche Maske

ist ins Hintertreffen geraten, aber auch im kommenden Karneval tragen die Menschen die Larven des Gorillas, des Narren, des Stromers, des Indianers, des Babys und des Teufels. Allerdings wird allmählich die Gesichtsmaske zur Halblarve.

Das ist die Messe der Masken, die Schau der vielen Gewerbe, die etwas Glanz und Freude tragen in den grauen Alltag . . .

Soll ich zum Welken gebrochen sein?

Kannst du es nicht verstehen, das innige Bitten des kleinen, bescheidenen Waldveilchens, der fröhlich läutenden Glockenblume, des gelb leuchtenden Himmelsschlüsselchens, wenn sie, von unliebsamer Menschenhand ausgerissen, am Waldespfad liegen, müde die kleinen Köpfchen geneigt, und das traurige Ende ihres bescheidenen Blumenlebens erwarten?

Blumen sind uns beschert, um uns zu erfreuen. Wir sollten es doch nicht vergessen, wie oft sie uns schon geholfen haben, ein böses Wort wiedergutzumachen, ein freudiges Leuchten in den Augen lieber Menschen hervorzuzaubern oder ein Geständnis der Liebe, das so schwer über unsere Lippen wollte, für uns auszusprechen!

Haben wir es noch nie erlebt, wie glücklich die liebe Großmutter über ein paar bescheidene Gänseblümchen war, die ihr die kleinen Händchen ihres Enkels stolz als „Selbstgepflückte" in den Schoß legten? — Sind wir noch nie Zeuge gewesen, was für ein jugendfrohes Lachen um den Mund einer jungen Braut geht, die Blumen aus den Händen des Liebsten empfängt? — Haben wir nie ein Auge dafür gehabt, welch warmer Lebensschimmer durch das bescheidenste Krankenzimmer weht, wenn ein Blumenstrauß aus dem Dämmerlicht hervorleuchtet?

„Soll ich zum Welken gebrochen sein?" würde das Blümchen zu uns sprechen, wenn es eine uns verständliche Stimme erhalten hätte. Aber bittet es nicht viel eindringlicher durch seine rührende Hilflosigkeit? — Würden wir denn ein Tier hilflos am Wege sterben lassen? Doch wohl nicht. Ein Blümchen, auch das unscheinbarste, hat auch das Recht, seinen Lebenszweck zu erfüllen.

Mütter, erzieht eure Kinder so, daß sie stets Achtung vor der Natur haben und jedes Blümchen dankbar als ein Geschenk Gottes betrachten. — Es gibt so vieles im Leben, das man als „Kleinigkeit" beiseite schieben möchte; — und doch können gerade Kleinigkeiten oft viel zu denken geben ... Könnte man z. B. zu einem Menschen, der achtlos ein Blümchen zerpflückt und fortwirft — für viele leider eine Kleinigkeit! —, genau soviel Vertrauen haben, wie zu einem anderen, der ein Ohr oder besser gesagt: ein Herz hat für das wortlose Bitten der kleinen Blumenseele: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?" . . . Oder kann man es sich vorstellen, daß ein Kind, das von klein auf gelernt hat, auch zu Blumen immer gut zu sein, je schlecht an einem Menschen handeln könnte? Mütter! Es handelt sich hier nicht allein um das Vernichten eines Blumenlebens, wenn eure Kinder ein Blümchen fortwerfen, sondern es geht um mehr. Ihr sollt ihnen die Achtung vor allem Leben anerziehen, ihr sollt sie an der Natur die Natur lieben lehren. Ihr seid dafür verantwortlich, daß sie nicht alles als etwas Selbstverständliches hinnehmen, sondern daß sie auch als Erwachsene noch die Wunder der Natur mit Kinderaugen betrachten und sie als ein Geschenk Gottes ehren und lieben.

Es sind nicht immer Kinder, die gedankenlos ein Blumenleben vernichten. Leider gibt es auch Erwachsene, die es nicht wissen oder nicht wissen wollen, wie undankbar und roh es ist, Blumen auszurupfen und sie dann, anstatt liebe Menschen damit zu erfreuen oder ein Zimmer zu schmücken, dem einsamen Sterben am Waldespfad preisgeben. Es ist unsere Pflicht, mit Wort und Tat gegen solche Rohheit anzukämpfen. Sollte es uns auch da und dort ein ironisches Lachen einbringen — es gibt ja immer Menschen, die außer ihrem eigenen Wohl und Wehe nichts gelten lassen —, die kleinen, lieben Blümchen sind es wert, daß wir für sie eintreten. Sie schenken uns zum Dank unendlich viele frohe Stunden und Gedanken.

Irmgard Taschenberg.

Freie Bahn den Ausgepfiffenen!

Die Methoden, Menschenfreundlichkeit zu beweisen, sind heute bei aller Mannigfaltigkeit so alltäglich, daß man schon etwas

ganz Außergewöhnliches austüfteln muß, um aufzufallen. Man muß es etwa anstellen wie der amerikanische Multimillionär Peppert, der neulich zu Grabe getragen wurde. Um sich unter allen Umständen den Ruf des warmherzigen und verständnisvollen Menschen über das Grab hinauszu sichern, hat der Krösus testamentarisch einen Betrag von zwölf Millionen Mark zur Errichtung eines Theaters bereitgestellt. In diesem Theater dürfen nach der Bestimmung des Erblassers nur Stücke in Szene gehen, die anderswo — ausgepfiffen worden sind. Der Theaterbau ist für Chicago vorgesehen.

Humor wider Willen.

Aus der Sammelmappe des Druckfehlerteufels.

Der Druckfehlerteufel treibt überall sein Unwesen. Keine Zeitung wird von ihm verschont. Er ist politisch weder rechts noch links eingestellt, sondern taucht bald in dieser Gruppe, bald in jener auf. Er nistet sich in die großen Leitartikel bekannter Politiker ebenso gern ein, wie in die kleinen Lokalnachrichten eines Hintertreppenreporters. Er zerstört Zahlenpaläste und großartig aufgebaute Statistiken, er bringt mit einem einzigen Wipp das kunstvolle Gebilde eines lyrischen Gedichtes ebenso leicht in Unordnung, wie ein gewöhnliches Inserat. Wir brauchen nur die Zeitung in die Hand zu nehmen, dann finden wir die Spuren des kleinen Teufelchens, der besonders in den heißen Sommermonaten sein Unwesen treibt.

Aber der Leser kann ihm gar nicht gram sein, wenn der Redakteur auch schimpft. Der Leser erhält durch ihn so viel Laune und Erheiterung, daß er es unterläßt, dem Redakteur einen groben Brief zu schreiben. Oder gibt es nicht genug zu lachen, wenn der Druckfehlerteufel sich folgenden Scherz erlaubt? Da stand einmal in einer Wiener Zeitung zu lesen: „Montag beginnt in der „Neuen Wiener Bühne“ das Ensemblegastspiel des Dresdener Zentralfriedhofes.“ Wenige Stunden, nachdem diese überraschende Nachricht dem Publikum schwarz auf weiß serviert worden war, läutete in der Redaktion des Blattes das Telephon und eine Stimme sprach: „Ihre Nachricht hat mich sehr gefreut. Endlich werde ich meinen Großvater wiedersehen. Er liegt auf dem Dresdner Zentralfriedhof begraben und kommt nun zu Besuch nach Wien.“

Einem Musikkritiker spielte der Druckfehlerteufel einmal ähnlich übel mit. In dem Referat stand nach gutgeschriebener Kritik folgendes zu lesen: „Diese Energie, verbunden mit Können und mit wirksamer Trommlerei . . .“ Am nächsten Tage folgte die schamhafte Richtigstellung: Nicht „Trommlerei“, sondern „Tonmalerei“ hätte es heißen sollen.

In einem Blatt wurden im Inseratenteil einmal die Ueberschriften verwechselt und folgender unfreiwilliger Scherz kam zustande:

Goldener Anhänger

mit zwei Knaben, Wiener, eigene Wohnung, gutes Einkommen, wünscht sich mit starkem Mädchen der dienenden Klasse mit etwas Ersparnissen oder Witwe mit Einkommen zu verehelichen.

Die zweite Annonce lautete:

Witwer, 36 Jahre alt,

mit Saphiren, zwei goldenen Medaillons, eines mit Steinen (Rubin, Brillant und Smaragd), wurde in einem offenen Auto auf der Fahrt Schwarzenbergplatz—Mariahilferstraße vergessen.

Nicht nur der Druckfehlerteufel spukt so in den Spalten der Zeitung zum Aerger des Redakteurs, sondern auch der ihm verwandte Teufel der Stilblüten. Da gibt es manchmal urkomische Sachen zu lesen. So wurde nach einem Blatt einmal „eine Frau sterbend ins Spital gebracht, wo sie einem toten Kinde das Leben gab.“

Ein Kriegsteilnehmer schildert eine Gefechtsepisode: „Unterjäger Bramberger kommandierte „Vorwärts!“, erschoß den feindlichen Kommandanten, schlug einen Mann mit dem Kolben nieder und versetzte einem dritten einen Stoß in die Rippen. Durch diese nun entstandene Lücke entkam die Patrouille.“

Unter den Todesnachrichten einer Zeitung fanden sich einmal folgende Stilblüten:

„. . . Ganz plötzlich, ohne vorhergehendes Siechtum, ist er gestorben. Er war immer ein Mann der raschen Entschlüsse.“

„. . . Im schönsten Mannesalter, im Kreise seiner jungen, lieben Familie ist heute nacht Herr . . . wie eine vom Blitz getroffene Eiche binnen zwei Wochen für immer verwelkt.“

15 Jahre in Erpresserhänden.

Ein 65jähriger Mann, der sich in Beamtenstellung befand, war seit 15 Jahren das Opfer eines Erpressers. Erst jetzt hatte er den Mut gefunden, sich einem Anwalt anzuvertrauen und die Gerichte in Anspruch zu nehmen. Der gewissenlose Ausbeuter lebte seit 15 Jahren in Saus und Braus, gönnte sich Erholungsreisen und führte ein Schlemmerleben auf Kosten des Greises, dem er im Verlauf der Jahre über 70 000 Mark abgenommen hat. Das Gericht verhängte eine Höchststrafe von fünf Jahren Gefängnis.

Aus unserem Raritätenkasten.

869.

Als Franklin der kgl. Gesellschaft in London seine Erfahrungen über die Fähigkeit einer Eisenstange, die Elektrizität der Atmosphäre abzuleiten, vortrug, war ein Heiterkeitsausbruch die einzige Antwort, und die gelehrte Gesellschaft weigerte sich rundweg, den Vortrag drucken zu lassen.

870.

Versilbern konnte man bereits im Altertum. In einem aus dem Jahre 2500 v. Chr. herrührenden Grab, fand man eine mit Silberfolie teilweise bedeckte Tonvase.

871.

Daß bereits um 400 v. Chr. mit Gas geheizt wurde, dürfte nicht vielen bekannt sein. Ktesias berichtet, daß in Karamanien das dort entweichende Erdgas als Heizmaterial für den Hausgebrauch Verwendung fand.

872.

Die künstliche Bebrütung von Eiern der Gänse, Enten und Hühner stammt aus dem Jahre 700 v. Chr. und findet sich in der Chronik des Klosters Everham in England.

873.

Aristoteles kannte schon das Prinzip der Korrelation der Organe, die Schutzfärbung der Tiere, sowie den Farbwechsel des Chamäleons als Anpassungserscheinung an die Umgebung.

874.

Die älteste Nachricht von einem regelmäßigen Heringsfang stammt aus dem Jahre 700 v. Chr. und findet sich in der Chronik des Klosters Everham in England.

875.

Bemerkenswert ist der Konservatismus der Kinderspiele. Das Altertum hatte nicht nur Puppen, es kannte auch Steckenpferde, ferner spielten sie mit Kreiseln. Ebenfalls gab es damals schon Schaukeln, und man spielte auch Blindekuh.

876.

Die Pupille der Katzenaugen ist morgens und abends rund, nachts ein schmaler Schlitz.

877.

In Paraguay ist eine Pflanze entdeckt worden, deren Saft 200 mal süßer ist als Zuckerrohr.

878.

Die Marienburg besitzt eine Sammlung von 50 000 Ordensmünzen.

879.

Zur Herstellung des Chartreuse-Likörs sind mehr als 40 Pflanzen notwendig.

880.

Im Chinesischen gibt es den Konsonanten R nicht. In ausländischen Sprachen sprechen die Chinesen R wie L.

881.

Eskimohunde können 5 Tage lang ohne Nahrung aushalten.

882.

Die rechte Herzkammer leistet nur die halbe Arbeit der linken.

883.

Die älteste Sternkarte ist in der Pariser National-Bibliothek. Sie wurde in China 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung hergestellt und enthält die Stellung von 1400 Sternen.

884.

Karl Maria Weber hat als 14jähriger Knabe seine erste Oper komponiert.

Fröhliche Ecke.

Zweifel. Das Brautpaar besprach die Pläne für seine zukünftige Hochzeitsreise, als deren Ziel der Bräutigam die Bermuda-Inseln vorschlug.

„Aber, Liebster,“ sagte die Braut, „du weißt doch, wie ich mich vor der Seekrankheit fürchte.“

„Liebe ist das beste Mittel gegen Seekrankheit,“ beruhigte sie der Geliebte.

„Freilich, freilich, selbstverständlich,“ erklärte die Braut, „aber wie wird es auf der Rückreise?“

*

Herr im Theater zu einem redseligen Zuhörer, der vor ihm sitzt: „Verzeihen Sie, wir können kein Wort hören von dem, was gesprochen wird.“

Worauf der antwortet: „Erlauben Sie, das geht Sie doch auch gar nichts an, was ich mit meiner Frau rede.“

*

Ein Mann kommt zum Arzt und klagt über Schmerzen im Fußgelenk. Nach sorgfältiger Untersuchung fragt ihn der Arzt: „Seit wann fühlen Sie Schmerzen?“

„Seit zwei Wochen.“

„Mann Gottes, wie haben Sie bloß damit gehen können? Der Knöchel ist gebrochen! Warum sind Sie nicht früher zu mir gekommen?“

„Weil meine Frau, sobald mir etwas fehlt, sagt, ich müsse aufhören zu rauchen.“